

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 255. Bromberg, den 5. November 1931.

Ines und Juliane.

Roman von **Brünhilde Hofmann.**

(Schluß.)

„Das ist ganz abwegig. Ich habe nichts des Dankes wegen getan. Ich wollte nur nicht, daß Ihnen auch noch dieses Unrecht geschähe, wenn ich es hindern könnte. Man kann das nicht immer — nicht bei allem; aber doch da, wo einen das Schicksal gewissermaßen vor die Aufgabe stellt."

„Wiedergutzumachen?" fragt Molitor leise. „Das Terrain wäre das wenigste. Von diesem Gesichtspunkte aus. Aber ich werde es zurückkaufen. Ich werde den nötigen Kredit schon aufbringen, wenn Herr Doktor de Hemptin mir die geschäftlichen Wege weisen will. Ich werde es tun. Ich will es jetzt. Und weiter?" Er hält inne, steht auf, geht zum Fenster und sieht auf die Straße. „Ich kann es schlecht ausdrücken . . . Ich will mal so sagen: Mit dem, was Sie getan haben, ist mehr geschehen, als Sie wollten, für mich. Denken Sie mal: Jemand verschenke alles; alles — das Beste, was er hat. Dann ist er arm, nicht wahr, wenn er einsieht, daß es umsonst war — ein Irrtum, das Ganze. Schuld hat wohl niemand. Es mußte so sein. Kommt dann ein anderer, ein Mensch, der dem Erniedrigten und Verarmten gibt, was er selbst besitzt, wiedergibt, was verloren war, — ist es dann nicht recht, zu sagen: Wir wollen teilen, wenigstens? Wiedergutmachung auch da — ist sie so aufzufassen?'

Juliane, die mit gesenktem Kopf schweigend und reglos dem Sinn dieser verhaltenen Worte nachgehorcht hat, antwortete: „Ja."

Molitor wendet sich, kommt vom Fenster zurück und nimmt ihre Hand. „Ich danke. Sind Sie mir böse, wenn ich jetzt gehe?"

Sie schüttelt den Kopf.

„Aber morgen darf ich Sie abholen? Sie und Dr. de Hemptin? Wir könnten zusammen hinausfahren, wenn es Ihnen recht ist. Es ist doch ein ziemlich weiter Weg — und nur ein Tag?"

„Vielleicht fahren wir doch erst mit dem übernächsten Dampfer", meint Juliane. „Wenn Eugen Ihnen hier noch zur Hand gehen kann."

*

Als der Wagen am Wohnhaus der Hungerfarm vorfährt, erkennt selbst der Laie, daß hier eine verschönernde Hand frisch am Werk gewesen ist und mit den verfügbaren Mitteln nicht gespart hat, auch nicht mit Ölfarbe. Der Hof ist aufgeräumt und sauber gefegt, und Ben Parker steht empfangsbereit in der Haustür und schüttelt jedem die Hand, und zwar herzlich, was keine Kleinigkeit ist. Zerberus und Clever gehen indessen, mit steifen Beinen und verhalten knurrend, umeinander herum, bis der kleine Terrier der Förmlichkeiten überdrüssig wird, die Vorderpfoten auf die Erde streckt und die bernhardinerhafte Dogge anbellt. Damit ist die Freundschaft geschlossen.

„Das ist ja —!" stammelt Juliane verblüfft, das ungeschlachte Tier betrachtend, das ihre Füße beschnüffelt und dabei freundlich wedelt. „Ist das nicht — —"

„Ein schöner Hund?" hilft Molitor bereitwillig aus. „Gewiß, das ist Zerberus! Wollen Sie, bitte, eintreten?"

Sie gehen hinein, direkt in das Zimmer, das jahrelang und noch bis vor kurzem das einzige war. Auch heute stehen die Verbindungstüren offen, so daß ein Blick genügt, um durch alle Räume zu sehen.

„Sehr gemütlich!" findet Hemptin und reibt sich die Hände. „Noch ganz neu, wie? Als ob Sie einen Innendekorateur dagehabt hätten!'

„Ja", sagt Molitor, „Parker."

Juliane erinnert sich der Zeit dieser Anschaffungen und ihres Sinnes. Sie wagt nicht, auch nur mit einem flüchtigen Blick daran zu erinnern.

Später schlägt Molitor einen Ritt durch den Busch vor. Außer Kaspar sind noch Pferde genug da; aber Hemptin und Parker ziehen es vor, bei einer Pfeife und schottischem Whisky sitzenzubleiben.

Parker weiß viel von der Gegend, viel vom Bodenbefund des Landes und insbesondere von Molitors Terrain, worüber er gern mit dem belgischen Notar sprechen möchte. Er kommt dessen Wünschen damit entgegen. Parker findet Hemptin außerordentlich nett; weil der den schottischen Whisky zu würdigen weiß und es anderseits zweifellos versteht, geschäftliche Unternehmungen aufzuziehen — eine Fähigkeit, die Molitor abgeht. Hemptin ist schnell im Bilde, daß es sich hier um ein großes Projekt handelt, das durchzuführen sich der Mühe lohnte.

So reiten also die beiden anderen allein.

Gummibäume, Eukalypten, Mangroven, duftende Wattlesträucher. Hoch wölben sich die Kronen uralter Riesenstämme über ihren Köpfen. Eine Unmenge von Vögeln horstet in diesen Dickichten. Molitor kennt sie sämtlich und erklärt alles mit gedämpfter Stimme, zeigt Spuren und Nester von Moorhühnern in den Sümpfen, wilde Enten, sogar Pelikane.

Auf einer Lichtung, märchenhaft von blühenden Gebüschen umschlossen und von wilden Orchideen übersät, halten sie an.

„Wie im Paradies", sagt Juliane leise und sieht sich um.

„Ja?" fragte Molitor ebenso. „Gefällt es Ihnen? Das freut mich."

„Als Gegenstück zu dem, was Sie in harter Arbeit diesem reichen Lande abgewonnen haben. Ich danke Ihnen, daß Sie mir auch dieses zeigen. Das andere ist die ernste Wirklichkeit. Dies ist wie Traum und Märchen." Sie pflückt aus dem Sattel eine der prächtigen Blüten und reicht sie ihm hin.

Molitor nimmt sie und befestigt sie an seinem Rock. Dabei lächelt er — seit wie langer Zeit? — zum erstenmal tief aus der Seele. Fast schmerzhaft fühlt er den Widerstand weichen, der alle Gesichtsmuskeln in der starren Maske des Schmerzes festgehalten hat. Linderung des verwundeten Gemüts, das eine sanfte Hand berührt . . .

„Ich werde sie zum Andenken bewahren, bis — — nun, bis Sie mir vielleicht einmal erlauben, Ihren Besuch auf Rosenpoort zu erwidern."

„Auf Rosenpoort?" Was wird nun wohl aus Rosenpoort? Juliane schüttelt den Kopf. „Dafür gebe ich Ihnen lieber etwas anderes." Was sie ihm hinhält, ist eine kleine rosa Muschel. „Nehmen Sie sie! Es ist ein Talisman. Ich habe sie immer bei mir getragen seit damals. Das war an dem Tage, wo ich zuerst von Ihnen hörte. Sie wird Ihnen Glück bringen. Wenn man daran horcht, hört man das Meer rauschen. Deshalb habe ich sie mal einem Goldklumpen vorgezogen."

Molitor läßt die Muschel in seiner Handfläche ruhen und betrachtet sie. Etwas ist in diesen Worten, das seltsam im Herzen widerhallt. „Ich werde Ihnen auch noch etwas schenken. Nichts Wertvolles. Aber es ist noch von meinem Boot. Das einzige, was ich mitgenommen habe, ehe es versenkt wurde. Ein kleiner Kompaß von der Brücke, wo wir bis zuletzt standen. Wollen Sie ihn haben?"

„Ja", sagt Juliane, von der tieferen Symbolik dieses Austausches seltener Geschenke fast feierlich berührt. „Und ich werde ihn verwahren, bis Sie Ihr Versprechen einlösen, unser Gast zu sein auf Rosenpoort."

— Ende. —

Auf der Hetzjagd nach dem Golde.

Von **William J. Makin**,
dem bekannten Reisenden und Schriftsteller.

Kostbarer Wein funkelte in meinem Glase. Ich saß als Gast eines Millionärs in den Räumen des vornehmen Rand-Clubs in Johannesburg. Um uns war nur Luxus.

Da drängte sich mir die Frage auf: „Wie lange wird es wohl dauern, bis diese Schatzgruben hier, die Goldminen, erschöpft sind?" — Der Millionär zuckte lächelnd die Schulter: „Wer soll das wissen? Wer will sich darüber Gedanken machen? Solange ich lebe, wird es hier immer Gold geben."

Zwischen diesem Abendessen in Gesellschaft des Johannesburger Millionärs und dem, was mir ein einsamer Goldgräber vor kurzem in den abessinischen Bergen vorsetzen konnte, war ein gewaltiger Unterschied. Es kostete mich damals große Mühe, das Lager dieses Mannes zu finden. Doch ich hatte dem Postamt in Addis Abeba versprochen, zwei an den Einsamen gerichtete Drahtnachrichten abzuliefern.

Er war ein alter Mann mit wundervoller weißer Mähne. Er hatte nur zwei Somalis als Träger und ein lächerlich kleines Zelt bei sich. Doch begrüßte er mich höflich.

Nervös fingerte er dann an den Telegrammen: „Sie entschuldigen." Er riß die Umschläge auf, beugte sich ein, zwei Minuten lang über das Papier. Seine Hand zitterte. „Bitte", flüsterte er schließlich, „bitte lesen Sie mir die Telegramme vor! Ich bin halb blind. Zwei Jahre Aufenthalt in dieser grellen Sonne sind schuld! Die Somali dürfen nichts davon wissen. Sie würden nicht länger einem Manne folgen, der nicht zielen kann."

So las ich ihm die Telegramme vor. Eines kam von einer bekannten Minengesellschaft in Johannesburg: Solange der Goldsucher nicht eine vom Kaiser Tafari unterzeichnete Konzession für die angeblich entdeckten Goldfelder vorweisen könne, würde nichts in das Unternehmen hinein gesteckt.

„Diese Konzession erstrebe ich nun schon seit einem Jahr", murmelte der Goldsucher. „Ich habe es mit Bestechungsgeldern versucht, doch es war nicht genug." — „Haben Sie denn Ihr Goldfeld gefunden?" fragte ich.

Er sah mich mit dem Mißtrauen des einsamen Goldsuchers an. „Zwei Meilen von hier", flüsterte er dann. „Oben taugt es nichts, sieht es nach nichts aus. Doch es ist eines der besten Goldfelder in Afrika. Was steht aber im zweiten Telegramm?"

Es sagte, Joyce würde am 10. November heiraten und die Familie hoffe, der Vater möchte bis dahin nach Johannesburg zurückgekehrt sein. Es schloß mit den Worten: „In Liebe, Deine Mary."

„Meine Frau", sagte der Alte. „So so, Joyce, unsere Jüngste, will heiraten! Ich habe seit drei Jahren keinen von der Familie gesehen. Stets nach Gold gesucht. Sie haben mir immer wieder gekabelt, ich sollte zurückkommen. Aber ich kann das Feld hier nicht aufgeben. Ich stehe ja unmittelbar vor dem Glück. Übrigens, welches Datum haben wir heute?" — „Den 10. November."

Einen Augenblick schwiegen wir beide. Die Somali breiteten eben eine Decke auf die Erde. Dann kam das Essen. Eine Dose Sardinen, ein Laib Brot, zwei Tassen dampfenden Tees, das war alles. Der Alte bat um Entschuldigung: „Nicht einmal Schnaps habe ich. Sie nehmen es mir doch nicht übel?" — Ich schüttelte den Kopf, hob die Tasse: „Auf Joyce's Wohl!" Der Goldsucher im weißen Haar beugte den Kopf. Ich sollte ein paar Tränen nicht sehen.

Dieser Mann dort in der abessinischen Wildnis war nur einer unter Tausenden seiner Art. Er stürmte seiner Zeit als einer der Ersten nach dem Yukon, er hatte in Australien nach Gold gegraben, war dann nach dem Rand gekommen. Zweimal hatte er ein Vermögen erworben, zweimal alles wieder verloren, nur nicht den Mut.

Ein paar Wochen später saß ich auf der Terrasse meines Hotels in Port Sudan am Roten Meer. Da kam ein schwarzgebrannter Engländer, der nur einen Stock trug, die Treppe herauf, bestellte Eisgetränke und ein heißes Bad. Auch ein Goldgräber. Er war zwischen den Bergen herumgestrichen, die so lebhaft an eine Mondlandschaft erinnern, immer auf der Suche nach der Quelle jener Goldkörner, die man hier und dort am Strand des Roten Meeres findet.

Wir kamen ins Gespräch. „Hier herum", sagte er, „muß irgendwo ein richtiger Goldberg sein. Ich werde ihn finden, und wenn ich mein ganzes Leben lang suchen muß." Vierundzwanzig Stunden später verließ er wieder das Hotel.

Auf der ganzen Erde geht diese Hetze nach dem Golde weiter. Doch während einzelne Menschen unerhörte Strapazen durchmachen, um das gelbe Metall zu finden, liefern die Schatzgruben um Johannesburg noch immer den größten Teil des Goldes für alle Welt.

„Wir können, was Goldförderung anlangt, jeden schlagen", sagen die Optimisten von Johannesburg, „denn wir haben die besten Maschinen und die billigsten Arbeitskräfte." Sie haben recht. Tausende von Schwarzen werden im Randgebiet hinter Stacheldrahtzäunen zusammengehalten. Aber selbst diese Quelle von Arbeitskräften ist nicht unerschöpflich. In den Goldbergwerken um Johannesburg wütet die Schwindsucht. Sie verlangt jedes Jahr Tausende von Opfern. Schwarze, die glücklicher gewesen sind, kehren nach zweijähriger Arbeit in den Minen im Besitze eines Einglases und gelber Handschuhe in ihre Dörfer zurück, um dort ein Weib zu kaufen und sich niederzulassen.

Je tiefer die Schächte der Goldbergwerke in das Erdinnere hineingetrieben werden, um so tödlichere Wirkungen üben Staub und Hitze aus. Vor zwei Jahren erreichte eine Johannesburger Mine mit rund 2500 Metern die größte Tiefe, die je in einem Bergwerk erbohrt wurde. Welche Gluttemperatur dort unten herrschen muß, kann sich jeder ausrechnen. Ich war selbst dort und kroch mit den Schwarzen in Löcher, in denen wir schwitzten wie in einem türkischen Bad. Wenn dann noch die Bohrmaschinen arbeiteten, war der Lärm so ohrenbetäubend und der Staub so erstickend, daß alles Gold auf Erden mich nicht zu dieser Arbeit locken könnte.

Verschiedene Bergsachverständige erklären, drei Kilometer wäre die größte Tiefe, die man im Randgebiet erreichen könne. Möglich, daß die moderne Wissenschaft den Goldbergarbeiter mit einer Ausrüstung ausstatten wird, die ihm eine Tätigkeit in noch größerer Tiefe erlaubt. Doch dann werden die Unkosten wahrscheinlich zu hoch sein.

Augenblicklich werden aus den Minen des Randgebietes jährlich für rund 800 Millionen Mark Gold gewonnen. Das ist die Hälfte der Weltgewinnung. Sachverständige Berechnungen schätzen den noch abbaufähigen Vorrat an Golderz im Johannesburger Gebiet auf rund 550 Millionen Tonnen. Das heißt: Die Ausbeute wird noch für weitere drei Jahre auf der augenblicklichen Höhe bleiben, um dann ständig zu sinken.

So suchen einzelne Männer, Gesellschaften und Finanzgrößen auf der ganzen Welt nach neuem Gold. Es ist ganz interessant, sich Gedanken darüber zu machen, wo die nächsten großen Funde wohl erfolgen werden. Ich nannte schon die abessinischen Berge. Die Erzählungen vom dortigen Gold sind nicht reine Märchen. Eingeborene haben dort schon oft gegraben, und das gelbe Metall findet sich in so reinem Zustande, daß es weich wie Blei ist. Die Gier nach dem Golde Abessiniens stand hinter den großen Ehrungen, die europäische und amerikanische Diplomaten dem Kaiser gelegentlich seiner kürzlich erfolgten Krönung erwiesen.

In Australien befinden sich augenblicklich zwei Expeditionen auf der Suche nach einer anderen Schatzgrube dieser Art. Beide sind mit Flugzeugen ausgerüstet, die ihnen bei der Erkundung des unbekannten Inneren und — wenn nötig — bei der Verproviantierung und Rettung verirrter Expeditionsmitglieder helfen sollen. Die Erzählung von diesem gesuchten Goldfeld geht auf die Berichte eines Goldsuchers namens Earle zurück, der vor etwa dreißig Jahren aus dem Inneren Australiens wundervolle Proben goldhaltigen Quarzes mitbrachte. Er ergänzte seine Erzählung von einer fabelhaften Goldhöhle, die durch Eingeborene bewacht werde, durch eine in rohen Zügen entworfene Geländeskizze. Seit drei Jahrzehnten haben seine Erzählungen die Goldsucher Australiens nicht ruhen lassen.

Wer eines schönen Abends ein gewisses Caféhaus im Pariser Stadtteil Montparnasse betritt, wird wahrscheinlich einen entschlossen aussehenden jungen französischen Ingenieur beim Dominospiel antreffen. Das ist der Mann, der behauptet, das Geheimnis wahrer Berge von Gold zu kennen, die in den Urwäldern Brasiliens liegen sollen. Roger Courteville unternahm vor einiger Zeit eine Reise nach den Quellen des Amazonenstroms, um dort einen Flughafen für eine Gesellschaft anzulegen, die ihr Flugnetz über Südamerika ausspannen will. „Ich habe mit Goldsuchern gesprochen", sagt Courteville, „die behaupten, soweit sie hätten sehen können, wären Stapel von Gold ausgebreitet gewesen. Die Vermögen der Ford und Rockefeller seien im Vergleich dazu Bagatellen. Aber diese Goldsucher haben eine derartige Angst vor den vergifteten Pfeilen der Indianer, vor den Schlangen und Moskitos, vor dem Verhungern, daß nichts auf der ganzen Welt sie zur Rückkehr dorthin veranlassen könnte."

Diese geheimnisvollen Goldberge sollen nördlich von Cuyaba im Herzen Brasiliens liegen. Courteville hielt sich dort mehr als zwei Jahre lang in Begleitung seiner Frau, einer Brasilianerin, eines Mechanikers und einiger eingeborenen Ruderer auf. „Es gibt keinen Zweifel", sagt er, „daß dort Gold in großen Mengen vorkommen muß. Allein schon das viele gelbe Metall, das sich in den Flußbetten findet, beweist, daß dieses Gold von den Bergen herabgewaschen wurde. In verschiedenen Gegenden, die Hunderte von Kilometern von einander entfernt lagen, sah ich die Frauen Halsketten aus großen Goldkörnern tragen."

Wen dieses Dorado nicht lockt, der schließt sich vielleicht lieber der Legion von Goldsuchern an, die in Mexiko so gut wie in China oder im Kongogebiet die Erde durchwühlen.

Doch wenn ich in die Verlegenheit käme, mich an einer Jagd nach Gold zu beteiligen, so würde ich nach Neuguinea gehen. Denn hier wird das Dorado von morgen sein. In den fast undurchdringlichen Urwäldern der Insel sind große Goldvorkommen entdeckt worden. Eine Expedition schlug sich trotz Krankheiten, Hunger und Verfolgung durch Kopfjäger mit zweitausend Unzen (rund 115 Pfund) Gold zum nächsten europäischen Posten durch. Mehr hatten die Leute nicht tragen können.

Jetzt halten sich viele australische Goldgräber auf Neuguinea auf. Doch nur wenige haben es gewagt, in die Urwälder einzudringen. Die Ängstlichen suchen in den Flußbetten nach dem gelben Metall, das aus dem Innern gespült wurde. Aber nur Männer, die einen abgehärteten Körper besitzen, können diesem Beruf nachgehen. Der Goldtopf, den jeder zu finden hofft, ist nicht leicht zu erreichen. Doch die eigentliche Freude an der Arbeit liegt weniger im Finden als gerade im Suchen.

Der Fall des Ingenieurs Hennigs.

Skizze von Anton E. Zischka.

Sechs der Riesenspalten amerikanischer Abendblätter sind gewöhnlich den Verbrechen vorbehalten. Die Erfahrung lehrt, daß sie voll werden, daß sie gerade zur Not ausreichen. Der Mann, der das Blatt in Form zu bringen hat, der immer doppelt so viel Stoff erhält, wie Platz da ist, verteidigt sie mit Löwenmut gegen Feuilleton und Außenpolitik, gegen Leitartikel und Filmteil. Sechs Spalten abscheulichstes Geschehen täglich . . . Ein Spiel wird drüben von Reportern manchmal mit Hilfe dieser Chronik des Verbrechens getrieben: Man muß die Totenzahl erraten. Zehn sagt einer . . . 20 . . . 5 . . . 34 . . . die andern. Man nimmt die noch nassen Zeitungsfahnen her und streicht mit rotem Blei an, was anzuzeichnen ist: Raubüberfall zwei . . . Bandenkrieg 11 . . . Bankraub 4 . . . Gefecht mit Schmugglern 7 . . . Hold up in Brooklyn 2 Tote. Man zählt zusammen: 26 Tote an diesem Tage. Der Mann, der 20 sagte, hat gewonnen. Er kam der Wirklichkeit am nächsten. Er streicht die Einsätze ein.

Schrecklich . . .? Es gibt noch weit Grausigeres in unserer Welt. Eine, manchmal zwei von den Spalten sind voll von Berichten über gekaufte Richter, über bestochene Geschworene. Und das ist weit ärger als das in den vier anderen Spalten. Ein böser Urteilsspruch richtet viel größeren Schaden an, als eine Reihe schlechter Beispiele. Diese verunreinigen nur den Lauf des Stromes, die Fehlurteile aber beschmutzen die Quelle. Gesetz, was ist das schon? Richter? Man muß sein eigener Richter sein, denken immer mehr Leute. So dachte auch der Ingenieur Hennigs.

Ja, das ist der Mann, der den neuen Schwerölmotor baute. Hennigs arbeitete ein Leben lang. Setzte sein Vermögen zu. Kämpfte. Sein Haus draußen in Brooklyn war zur Ruine geworden, denn für nichts anderes hatte der Mann Zeit und Geld als für seine Erfindung. Man patentierte sie. Hennigs glaubte am Ziele zu sein. Da ficht sein Nachbar, Morrows, der Präsident der Union-Luft, die Patente an. Ficht sie an, damit keine andere Firma sie anrührt und seine eigene sie nicht kaufen muß. Sachverständige und Richter sind drüben billiger als Lizenzgebühren.

Ein Leben voll Arbeit. Und am Gipfel dann plötzlich nichts. Recht? Morrows hat viel Geld und Hennigs fast keines. Morrows kann zehn Jahre lang Prozeß führen, vierzehn nur schützt das Patent die Erfindung. Selbst wenn es anerkannt wird, bleibt dem Erfinder keine Zeit mehr zum Ausnützen. Gesetz . . . Wäre Morrows weit weg gewesen, einer jener Mächtigen, die man nie sieht, deren Name allein wirkt, von denen man nichts weiß. Aber Morrows Haus liegt neben dem von Hennigs. Hohn des Schicksals! Täglich sieht der Ingenieur den Feind. Er versucht den Gewaltigen zu überzeugen. Man jagt ihn weg. Täglich sieht Hennigs den Räuber, und täglich wächst sein Haß. Täglich um acht Uhr früh kommt Morrows langsam über den Rasen, steigt in sein Schwimmbad.

Täglich sieht ihn Hennings vom Fenster seines Laboratoriums. Und dann . . . dann hat er die Idee. Sie setzt sich im Hirn des Erfinders fest. sie läßt ihn keinen Augenblick mehr los, er sieht alle Möglichkeiten . . . Mord . . . Morrows muß weg. Hennigs hat einen ganz sicheren Plan . . .

Ein Steinbohrer frißt sich durch die Kellerwand von Hennigs' Haus. Am gleichen Tag noch bricht er Steine aus und fängt an, einen winzigen Tunnel zu graben. Einen Stollen zu dem Wasserbecken in Morrows Garten.

Täglich badet der Magnat dort. Stolz steht er ans Messinggeländer gelehnt, bevor er taucht, immer hält er sich dort fest, schaut dabei herausfordernd zu Hennigs' Haus herüber: Das wird sein Tod sein . . .

Hennigs gräbt den Stollen, er stützt ihn mit alten Kistenbrettern. Dann spürt er die Betonwand des Beckens. Er kriecht zurück, holt seinen Steinbohrer, wieder knirscht der Stahl, und durch ein winziges Loch tropft das Wasser in den Stollen. Hennigs verstopft es schnell. Mit einem vorne blankgemachten, schwer isolierten Kabel.

Die Erde wird wieder in den Kanal eingefüllt, die Steine im Keller kommen an ihren alten Platz, ein Sand-

strahlgebläse verwischt alle Spuren. Wer wird an ihn denken? Und wenn... Das Kabel liegt locker in der Erde. Ein Ruck nachher... Er hat Dutzende solcher Kabel in seinem Hause, arbeitet ja damit... Die Erde ringsum ist weich. Selbst wenn man nachgräbt, wird man ihm nie den Mord beweisen können... Ja, natürlich, dieses Kabel wird den Mord begehen. Das und der Transformator oben. Die ganze teure Einrichtung, all die Transformatoren und Kabel und Motoren waren nun doch zu etwas gut...

Hennings schlief nicht in dieser Nacht. Wie höhnisch er immer gelacht hatte, dieser Morrows! Morgen früh wird ihm das Grinsen auf den Lippen ersterben. Diese dreitausend Volt! Ein Motor wird summen wie alle Tage, aber er wird nicht die Drehbänke antreiben sondern die Dynamomaschine, die Hochspannung liefert. Ein Druck auf den Ölschalter: Keine bessere Erdung ist möglich als das Messinggeländer, auf das sich der fette Morrows immer stützt... Ein Zucken. Dann wird man es auf das Herz schieben, Schlaganfall oder so... Keine Seele kann an das Kabel denken. Und wenn... Es wird nicht mehr da sein, wenn man darauf kommt. Hennigs malt sich das Zucken aus, das Ende des andern. Ob es wirklich geht? Es muß doch! Mord? Geschieht er nicht Dutzende von Malen täglich? Gerechtigkeit wird es sein. Einmal wird diesen Morrows die Strafe erreichen. Wie ein Blitz. Ein künstlicher Blitz...

Der Morgen dämmert, und Hennigs schläft noch immer nicht. Seine Nervosität ist auf Nor übergesprungen, seinen jungen Schäferhund. Immer wieder sieht ihn das Tier an und diese Augen... Ach was, dieser Morrows hat Tausende rücksichtslos an die Wand gequetscht...

Dann sieht der Ingenieur den Feind im Trikot über den Rasen kommen. Morows spricht mit seinem Gärtner. Ein feines Alibi das. Der Mann ist immer in der Nähe. Wegen der Möglichkeit eines Herzanfalls von Morrows. Der Gärtner wird bezeugen, daß niemand in der Nähe war... Morrows spricht mit ihm und geht weiter zum Schwimmbecken. Hundert Schritte noch: Hennigs senkt den Ölschalter nieder, der Kontakt ist da. Dreitausend Volt lauern zwischen Wasser und Geländer.

Hennigs späht aus dem Fenster, jeden Nerv angespannt. Lauert wie ein Tiger im Busch. Vierzig Schritte noch, dann... Er muß den Strom ausschalten, bevor der Gärtner zu dem Toten kommt. Zwei Tote, das würde alle Herzschlagtheorie vernichten. Und dann gleich das Kabel aus der Erde ziehen!

Dreißig Schritte muß der Feind noch machen.

Und da.. da sieht Hennigs, wie eine kleine schwarze Katze über Morrows Rasen läuft, quer über dessen Weg, wie eine Unglücksbotin. Und dann hört der Ingenieur wüstes Bellen, und er sieht Nor, seinen Hund, die Katze jagen, gerade auf das Wasserbecken zu. Sekunden nur kann es dauern. Nor schleppt seine Kette nach. Er hat sich hinten im Hof wohl losgerissen. Er jagt die Katze. Die wird nicht ins Wasser gehen. Nor aber... der kann an keinem Wasser vorbei, ohne sich hineinzuwälzen. Sein Tod wäre unausbleiblich.

„Nor, Nor!" schreit der Ingenieur. Aber Nor hört nicht. Morrows ist stehen geblieben und schimpft auf den Hund. Der Gärtner läuft ihm nach.

Mit einem Satz ist Hennigs draußen, springt über die Hecke, will seinen Hund einfangen. „Nur nicht ins Wasser, Nor!" bittet er.

Der Hund läuft auf ihn zu. Wie rasend kehrt Hennigs in sein Haus zurück. Er stürzt ins Laboratorium und schaltet den Strom aus — eben in dem Augenblick, als Morrows die Hand an das Geländer legt, noch schimpfend...

Mord? Nein. Wenn die Angst um seinen Hund schon so schrecklich war, wie erst die Qual seines Gewissens bei einem Menschen. Auch wenn der ein Gauner ist.

Hennigs ist ein Jahr nach diesem Geschehnis gestorben. Man fand in seinen Aufzeichnungen alles genau geschildert. Man entdeckte selbst das Kabel. Morrows hat den Erben Grund und Haus abgekauft. Seine Gärtner wohnen jetzt dort. Gerechtigkeit...

„Spielen wir „Tote-Raten" heute!" sagt Brent von der „Tribune". „Ich wette auf vierzig... Selbstmorde ausgeschlossen."

Boshaftes Frage- und Antwortspile.

Was ist eine Reise?
Eine etwas kostspielige Art, die Reize der eigenen Heimat schätzen zu lernen.

*

Was ist ein Kind?
Ein Wesen, das seinen Mitmenschen zeigt, wie wenig Erziehungstalent seine Eltern haben!

*

Was ist ein Luftkurort?
Eine Bezeichnung, die einem gestattet, 50 Prozent Aufschlag auf Logis, Speise und Trank zu nehmen!

*

Was ist eine Schwiegermutter?
Eine durchaus irdische Erfindung, da man sie ja im Paradies noch nicht kannte.

*

Was ist ein Ausflug?
Ein Vergnügen, das bei Sonnenschein beginnt, um im Regen zu enden!

*

Was ist ein Besuch?
Ein Ereignis, das zweifache Freude verbreitet — erstens, wenn er kommt — zweitens, wenn er geht!

*

Was ist ein Strohwitwer?
Ein Mann, der mit einem Auge noch weint, während er bereits mit dem anderen lacht!

*

Was ist eine Lachsforelle?
Ein Fisch, den man „blau" kocht, um ihn „rosa" zu servieren!

*

Was ist ein eheliches Geschenk?
Sehr oft nur die Quittung für eine eheliche Verirrung!

*

Was ist eine Familienferienreise?
Ein Versuch, häusliche Langweile durch Szeneriewechsel zu beleben!

*

Was ist ein Dienstmädchen?
Eine Hoffnung, wenn es kommt, eine Erleichterung, wenn es geht!

J. Adams.

Lustige Rundschau

Das Gemälde.



„Schatzelchen, unser Schwiegersohn will einen van Dyk kaufen. Aus privater Hand. Siebzehntausend Mark verlangt der Besitzer!"
„Lächerlich, Frauchen, für ein gebrauchtes Bild."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.